

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 174.

Donnerstag, 29. Juli.

1915.

(16. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Sandhofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Als sie allein im Wagen zur Bahn fuhr, lag ihr noch eine schwere Betäubung auf der Stirn. Nicht wie wirklich Erlebtes erschienen ihr diese Stunden — nur wie ein Kapitel aus einem tollen Roman, an dem sie sich berauscht hatte. Noch begriff sie nicht, daß zwischen ihrer Ankunft an dem schwülen Nachmittag und diesem trüben, gewitter schweren Abend ein Abgrund lag. Unwiderrufliches, Unverzeihliches, daß es nun immer, immer ein Etwas in ihrem Leben gab, das sie verheimlichen, verbergen mußte wie ein Verbrechen!

Ihr graute vor der Rückkehr in ihr Heim, und doch hatte sie nur das eine Verlangen, in Schlaf zu versinken, in Vergessenheit.

Um keinen Preis hatte sie Sollinger erlaubt, sie zu begleiten.

Allein sein! Nur keine fremden Augen! Nur Schweigen dürfen!

Als sie ganz versunken auf dem Bahnsteig auf und ab ging, sagte plötzlich eine höfliche Stimm:

„Ah, gnädige Frau! Auch noch in Frankfurt?“

Mit einem wirren Ausdruck schaute sie auf und erkannte zu ihrem Schrecken einen Kameraden ihres Gatten, den Hauptmann Orlof, der schon einige Male bei ihnen gewesen war.

Wie ein Blitz durchzuckte es sie, daß sie nun schon die erste Lüge sagen, ihre Anwesenheit erklären, entschuldigen mußte.

„Ich war im Theater!“ warf sie hin.

Zum Glück konnte man oben einsteigen. Doch in ihrer Verlegenheit ließ sie sich, statt in das Damencompé zu steigen, was doch ihre feste Absicht gewesen, von dem Schaffner in das Nichtraucherabteil weisen. Der Hauptmann nahm mit einem „Sie gestatten doch, gnädige Frau?“ ihr gegenüber Platz.

Nun war es zu spät, dies zu ändern, obwohl es ihr ganz entsetzlich schien, sich nun stundenlang unterhalten zu müssen.

Der Offizier, der die Verpflichtung fühlte, ein Gespräch zu beginnen, fragte, als sich der Zug in Bewegung setzte:

„Haben Sie sich im Theater gut amüsiert? Was wurde denn gegeben?“

Der Fluch der Lüge! Sie hatte keine Ahnung. Sie gemarterte sich den Kopf, ob sie denn nichts mehr von dem Repertoire wußte, das sie doch meist zu lesen pflogte. Es fiel ihr nun ein, daß man das Lustspiel „Im weißen Rößl“ öfters aufführte, und sie warf gleichgültig hin:

„Ah, die unbedeutende Posse von Radelberg!“ Und dann änderte sie rasch das Thema und redete nun lebhaft, alles Mögliche, was ihr gerade in den Kopf kam. Sie sprach, um sich selbst zu betäuben, und der Offizier, der gar nicht gewußt hatte, wie anregend die junge Frau sein konnte, unterhielt sich ausgezeichnet.

Er sagte abends zu seiner Gattin:

„Eine reizende, pikante Frau, diese Frau Oberleutnant von Fahrenstein. Aber wenn ich ihr Mann wäre, ließe ich sie nicht so allein nach Frankfurt!“

Er nahm dann noch die Zeitung, suchte nach dem Frankfurter Theater-Repertoire und pfiff selbst vor sich hin.

„Was hast du denn so Drolliges?“ fragte seine Frau.

„Ach, nichts, nichts!“ Doch als sie weiter in ihn drang, vertraute er ihr doch an, Frau von Fahrenstein habe behauptet, sie sei im Theater gewesen, im „Weißen Rößl“, einstweilen war am Abend Grillparzer's „Medea“ gegeben worden, die man doch nicht wohl miteinander verwechseln könne!

„So, so! Im Theater, sagte sie!“ stieß die Frau Hauptmann höhnisch hervor. „Natürlich, sie verkehrt ja auch nur mit Billy Schmidt, der ich auch nicht über den Weg trauen würde.“

„Aber gelt — das bleibt unter uns!“ bat Hauptmann Orlof. „Ich möchte um keinen Preis, daß es eine Schwägerin gäbe!“

Die Mahnung nützte nicht viel. Es war zu verlockend, unter dem Siegel der Verschwiegenheit weiter zu erzählen, wie plump und ungeschickt die junge Frau Oberleutnant gelogen hatte. Frau Hauptmann Orlof fand, daß sie gar keine Ursache zu besonderer Discretion habe, nachdem Felicitas nicht einmal bei ihnen verkehrte und man es ihr allgemein verargte, daß sie von der Geselligkeit in der Garnison nichts wissen wollte.

Am nächsten Tag kam es noch der Generalin zu Ohren, daß Frau Oberleutnant von Fahrenstein mit dem Nachtzug von Frankfurt heimgefahren sei — angeblich vom Theater, während sie gar nicht wußte, was gespielt worden war.

Felicitas hatte nicht zu schlafen vermocht, obwohl ihre Schläfen sie schmerzten und sie in bleierner Müdigkeit das Licht gelöscht hatte. Ihr war so bange vor Walters Rückkehr; so bange vor seinen Augen, vor dem Alleinsein mit ihm. Wie eine Erlösung schien ihr Olys Karte, die nun bestimmt ihre Ankunft anzeigte. Mit Feuereifer richtete sie alles für die Schwester zu recht, und der Gedanke, daß Oly vor ihrem Manne eintreffen würde, war ihr wie der einzige Halt, an den sie sich klammerte. Nur ihm nicht gegenüber sitzen unter vier Augen! Nur eine fremde Stimme, die Leben, Unruhe, Zerstreuung, Ablenkung brächte! Wenn nur das Wiedersehen überstanden war — die ersten Tage!

Sobald sie nichts zu tun hatte, überkam sie wieder die schwüle Erinnerung, atemraubend, heklommend.

Sie hörte wieder das Lied, das unselige Lied! Sie fühlte die heißen Küsse auf ihren Wangen und Rippen. In solchen Augenblicken glaubte sie dann, daß sie Sollinger liebe, daß eine Leidenschaft, über die sie keine Gewalt mehr hatte, sie in seine Arme gerissen habe. Wie eine dunkle Schicksalsmacht schien ihr diese Liebe,

gegen die es kein Recht gab, wie ein Unheil, dem sie sich beugen mußte. Aber es kamen auch Stunden, da sie sich mit Entsetzen fragte:

Wie war es möglich? Was ist mir dieser Mensch? Ein Fremder in meinem Leben. Ich hasse, ich verabscheue ihn ja!

Am Donnerstag wollte Oly reisen. Am Dienstag früh kam Walters Diener mit dem Gepäck und meldete: der Herr Oberleutnant werde mit dem Mittagszug eintreffen.

Felicitas krampfte sich das Herz zusammen vor Angst. Wie ein böses Omen dünkte es ihr, daß ihr heißer Wunsch, ihn mit der Schwester begrüßen zu dürfen, nicht erhört worden war.

Sie vermutete, daß er zusammen mit dem General ankommen würde und wollte ein Zusammentreffen mit der Generalin vermeiden, die gewiß ihren Mann an der Bahn erwartete. So unterließ sie es, Walter entgegenzugehen.

Der Oberleutnant war enttäuscht, als er das ersehnte junge Gesicht nicht bemerkte, als nur die hohe, steife Gestalt der Generalin auf den Gatten zukam.

Er verbeugte sich pflichtschuldigst und schritt langsam neben ihr her, trotz seiner Ungeduld, Heimzukommen.

„Endlich sind die Herren wieder da“, sagte sie in ihrem winzelnden Ton. „Für Ihre Frau ist es auch recht gut, daß das Alleinsein ein Ende hat! Sie fährt gar so häufig nach Frankfurt!“

„Sie hat sich ein Kleid drüben bestellt, Frau General. Sie schrieb es mir“, erwiderte Walter gelassen.

„So! Ich bin ihr freilich vor ein paar Tagen auch in Gesellschaft eines jungen Herrn begegnet. Früher in meiner Jugend war es nicht der Brauch, daß man mit Herren auf der Straße ging. Aber die Großstädterinnen natürlich, — die modernen jungen Damen, die kehren sich daran nicht!“

Es klang so scharf, daß Walter einen Augenblick doch das Blut in die Stirne schoß, obwohl er die Kaltlosigkeiten der Generalin kannte, und er wußte, wie feindselig sie gegen sie gesinnt war.

„Sie wird einem Bekannten begegnet sein! In ihrem Elternhause war sehr viel ungezwungener Verkehr!“ bemerkte er, sich verabschiedend. Er wollte sich von der bösen Frau nicht die Laune verderben lassen. In seinem Herzen war so viel tiefe, klare Liebe für seine junge Frau, daß es für Mißtrauen wenig Raum hatte.

Felicitas stand am Fenster, als er ankam, und winkte ihm zu. Mit einem glücklichen Lächeln schaute er hinauf zu dem Fenster und sprang voller ungeduldiger Sehnsucht die Treppe hinauf.

Als er sie dann in die Arme schloß und mit so heißer Zärtlichkeit anblickte, da kam die Erinnerung, die schwillende, furchtbare Erinnerung wieder, und Felicitas senkte die Augen und ihr Mund blieb kühl und wie von Angst versiegelt.

„Was hast du, Schatz? Hast du dich nicht gefreut wie ich?“

Sie zwang sich zu einem raschen: „Ja, o ja! Warum sollte ich mich nicht freuen? Ich war so lange allein!“

Doch es fehlte ihr jedes Talent zur Verstellung. Ihre Stimme gehorchte ihr nicht. Sie klang fremd und gepreßt.

„Hel!“ rief er. „Die Generalin hat mir schon an der Bahn zugerufen, du seiest in Frankfurt gewesen. Sie sei dir mit einem Herrn begegnet!“

„O, natürlich! Das erzählt sie dir gleich beim Aussteigen, diese bissige, alte Person!“ rief sie und fühlte, wie ihr das Blut das Gesicht überslutete und wie ihre Wangen brannten.

„Ich hätte gar nicht mehr daran gedacht — aber du bist so seltsam — ganz verändert! Warum kannst du mir nicht in die Augen schauen? Was verheimlichtst du mir?“

Seine Stimme schwellte immer leidenschaftlicher an, da er ihre angstvolle Verwirrung sah. Nun drückte sie ratlos die Hände vor das Gesicht.

Er riß sie ihr weg.

„Rede! Wer war mit dir in Frankfurt?“

„Ich schrieb dir es ja, daß ich mit Billy hinübergefahren bin!“ gab sie etwas mutiger zur Antwort.

„Daß ich mir ein Kleid bestellte.“

„Billy! Das ist doch kein junger Mann!“

„Ich bin Tollinger auf der Straße begegnet!“

„Schon wieder! Du begegnest ihm jedesmal, wie es scheint!“

„Das sieht aus wie ein Verhör!“ rief sie. „Du kommst voll Mißtrauen! Deine geliebte Generalin scheint dir befugt, auf mich aufzupassen, mich anzufragen wie in der Schule!“

„Ich hatte keine Spur von Zweifel, als ich kam. Nur Sehnsucht und Freude. Aber dieser merkwürdige Empfang. Als fürchtest du dich vor mir! Warum bist du so verlogen! Schau mir in das Gesicht, Fe, und nimm diese plötzliche Unruhe fort! Sag mir, daß du mir treu warst!“

„Ja, ja!“ stieß sie hervor und sah ihn an. Aber wie sie sich auch mühte, es klang nicht überzeugend.

„Du lügst! Ich höre an deiner Stimme, daß du lügst!“ schrie er, und sein Blick bohrte sich in den ärmlichsten Schrecken in ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)



Niemand ist so beflissen, immer neue Eindrücke zu sammeln, als derjenige, der die alten nicht zu bearbeiten versteht.
Marie v. Ebner-Eschenbach.

Mutige Kämpfe.

Über die Kämpfe einer deutschen Division in Galizien wird uns geschrieben:

Fast immer wird von gegnerischer Seite behauptet, daß es lediglich überlegene deutsche schwere Artillerie sei, die die Erfolge in Galizien verursacht habe. Bei mancher Gelegenheit war es unserer Division vergönnt, zu beweisen, daß deutsche Infanterie auch ohne Artilleriewirkung, selbst überlegener feindlicher Infanterie gegenüber siegreich ist.

Am 6. Mai traf die aus Kampferproben Infanterie-Regimentern zusammengesetzte Division, die nach erfolgreichem Sturm auf die Linie Gorlice-Sefowa in ständiger Verfolgung war, spät nachmittags in Bielyno ein. Der im Kraftwagen vorausgefahrte Divisionskommandeur fand hier folgende Lage vor:

Die Nachbardivision stand auf den Höhen nördlich Dulla mit der Front nach Süden, um alles abzufangen, was vom Feind noch aus diesem Karpathenpaß herauskam. Inzwischen hatte der Gegner alle verfügbaren Kräfte, darunter eine frische Division aus der Gegend Krosno herangeführt und die Höhe des Naphthabrunnens nördlich Nowne erreicht. Die verfügbaren Reserven — etwa 6 Kompagnien — der Nachbardivision waren hier angekehrt; lagen aber noch 6 Uhr abends dem mehrfach überlegenen Feind gegenüber, ohne vorwärtszukommen.

Vor unserer Division lag eine schwere Aufgabe. Schwer sowohl für die Führung, wie für die Truppe. Zweifelsohne wäre der Gegner am nächsten Tage, nachdem die gesamte schwere Artillerie aufgeföhren, zurückgeworfen worden, wahrscheinlich ungeschlagen abgezogen. Aufgabe der Division war es, ihre weittragenden Batterien so weit östlich in Stellung zu bringen, daß auch die Stadt und die Straße Rymanow — ein Rückzugsweg der Russen aus den Karpathen — unter Feuer lag. Hieran hinderte der Gegner am Naphthabrunnen.

Der Divisionskommandeur entschloß sich daher, mit den ihm zur Verfügung gestellten Kompagnien, der Nachbardivision und seiner eigenen Infanterie den Feind noch in der Nacht über den Haufen zu werfen.

Es brach eine Nacht an, die für jeden Beteiligten unvergeßlich sein wird. Bei Mondenschein durchwatete die Infanterie die Aßolka und entwickelte sich im Dorf Nowne zum An-

griff. Die Anstrengungen der letzten vier Verfolgungstage, der Marsch von über 40 Kilometer an diesem Tage machten sich bemerkbar. Der einzelne Mann schlief ein, wo er zu liegen kam. Doch machte sich hier deutsche Disziplin und deutsche Strammheit geltend. Nachdem der Divisionskommandeur den einzelnen Regiments- und Bataillonskommandeuren auseinandergesetzt hatte um welches hohes Ziel es sich handelte, übertrug deren Entschlußkraft sich auf die Truppe bis auf den letzten Mann. Der Feind schien zu ahnen, daß ihm ein Angriff bevorstand. Ein ununterbrochenes Artillerie- und Infanteriefeuer verzögerte die Entwicklung.

Um 2 Uhr nachts trat die gesamte Division zum Sturm an. Der Divisionsstab an der Spitze des hinter dem linken Flügel folgenden Reservebataillons. Es begann ein Ringen Mann gegen Mann. Bajonett und Handgranaten waren die Kampfmittel. Überall wurde die feindliche erste Linie erstürmt. Aber seine große Überlegenheit auszunutzen, setzte der Feind an drei verschiedenen Stellen zum Gegenstoß an. An einer Stelle raffte ein Regimentsadjutant die letzten verfügbaren Kräfte des Regiments zusammen und schlug, obwohl selbst verwundet, den feindlichen Gegenangriff zurück. An anderer Stelle brachte das todesmutige Verhalten eines Unteroffiziers, der alle um ihn liegenden Mannschaften mit sich fortriß, den Feind zur Flucht. Das Eisene Kreuz 1. Klasse schmückte am nächsten Tage seine Brust.

Als 3 Uhr 20 Minuten die Sonne blutigrot aufging, konnte der Divisionsstab erkennen, daß der Sieg unser war. Nicht nur die feindliche Hauptstellung war genommen, alle feindlichen Gegenangriffe unter für den Feind schwersten Verlusten abgeschlagen, sondern die Infanterie war sogar im siegreichen Vorgehen, um alles das vom Feind zu vernichten, was sich in der zweiten und dritten Stellung befand.

Nun konnte auch die Artillerie mit Tagesanbruch das wirksamste Verfolgungsfeuer aufnehmen. Hunderte von toten Russen, Hunderte von verwundeten Russen lagen in den Stellungen. 1600 unverwundete Gefangene wurden zurückgeführt.

Und wenn auch manch tapferer Offizier und Mann sein Selbengrab auf dem Kirchhof von Nowne gefunden hat, so sah der anbrechende Morgen nur stolze Gesichter; denn jeder einzelne Angehörige der Division fühlte es, daß hier nicht die bessere Führung, sondern deutsche Tapferkeit und deutsche Ausbildung den Sieg erzungen hatten. Und als kurz darauf unsere Geschütze ihre Morgengruße nach Rymanow sandten und dem Feind auch diesen Paß sperren, da freute sich jeder, daß die Opfer nicht umsonst gebracht waren.



Aus der Kriegszeit.

„H. V.“ Was ist „H. V.“? — Natürlich Hofbräuhaus, wird jeder trinklustige Deutsche wohlgefällig denken. Wenn die Sache aber so wäre, schreibt uns ein Mitarbeiter, so brauchte man sich über die geheimnisvolle Bedeutung dieser beiden Buchstaben kaum den Kopf zu zerbrechen. Im Zeichen des Krieges haben sich gar viele Dinge schrecklich gewandelt. Das gemütliche H. V. ist darunter. Es hat ein grimmiges, wider den Deutschen gewandtes Wesen angenommen, eine Wandlung, die man dem gemütlichen Hofbräu doch auch heute noch nicht trotz der Vierpreisserhöhung nachsagen darf. Um es kurz zu sagen: H. V. ist eine belgische Erfindung und darum natürlich ein geharnischter Protest gegen die deutsche Fremdherrschaft. H. V., das heißt „heure belge“, belgische Zeit im Gegensatz zu M. E. Z., das heißt mitteleuropäische Zeit. Wer nun die großen Kinder kennt, die Belgier heißen, der wird sofort erraten, welche eine prächtige Gelegenheit zu Demonstrationen ihnen hier gegeben ist. M. E. Z., das ist die Zeit der Barbaren, die allerdings eine Stunde früher aufgestanden sind als die großen Kulturträger des Westens. M. E. Z., das ist die Zeit des Bedrückers, der Belgien bis auf die Kirchturmuhr mit seiner tyrannischen Genauigkeit reformieren will. Sämtliche öffentlichen Uhren haben diese Deutschen vergewaltigt, haben sie dem öden Militarismus unterworfen und eine Stunde vorwärts kommandiert. Nun könnte ja ein philosophisch beratener Mensch sagen, es sei höchst gleichgültig, wie die Stunden benannt werden, aber damit läme er bei den belgischen Patrioten schlecht an. Sie wollen nicht mit den

Deutschen in derselben Zeit leben. Nein, sie wollen durchaus nicht! Und so leben alle schwarzgebroten Godelhähne und vor allem alle patriotischen Taschenuhren, die ja den zubringlichen Augen der Barbaren so gut entzogen unter dem treuen belgischen Herzen ruhen, weiter nach der belgischen Zeit. Wenn der Barbar morgens schon aufsteht, so legt sich der wahre Belgier auf seine patriotische andere Seite und denkt mit Hohnlachen wider den Eroberer: H. V. Wenn der wahre Belgier einen anderen einlädt, so fügt er zu der Stunde hinzu, H. V., mit dem Erfolg, daß der andere natürlich bis zu dem Tage der Einladung das kleine große H. V. längst vergessen hat und schon erscheint, wenn der Hausherr noch nicht daheim ist und die Hausfrau sich gerade anziehen will. Oder umgekehrt, er kommt zu einem Freund, dem die Pflichten des wahren Patriotismus ganz entfallen sind, kommt nach H. V., und muß entdecken, daß der Abtrünnige schon nach M. E. Z. gegessen und nichts mehr für das treue patriotische Herz übrig gelassen hat. Aber das macht alles nichts. Man berauscht sich an H. V., berauscht sich wie sich noch nie ein Münchener an seinem gemütlichen H. V. berauscht hat. Nur die, die aus jeder Blüte Honig saugen, verschmähen auch die deutsche Blüte nicht. Von ihnen aus mag die Welt sich schlagen, so viel sie will, sie gehen jetzt nach deutscher Zeit schlafen und stehen nach belgischer Zeit auf.

Eine mutige Landwehrpatrouille. Nicht weit vom Schützengraben der 10. Kompanie des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 125 entfernt, jenseits des der Stellung entlang fließenden Baches, stand an der Landstraße eine früher wohl als Geräteschuppen dienende Hütte, in der sich ein sehr lästiger feindlicher Nachtposten festgesetzt hatte. Alle Versuche, den Posten durch Infanteriefeuer zu vertreiben, waren erfolglos, so daß beschlossen wurde, die Hütte abzubrennen. Bei der Wachsamkeit und Nähe des Gegners war dies keine leichte Arbeit. Die Landwehrleute Joseph Jaspel aus Maastricht, Oberamt Schinagan an der Donau, und Karl Arnold aus Eberhardzell bei Biberach meldeten sich freiwillig zu dem Unternehmen. Der in der Frühe des nächsten Morgens herrschende Nebel war dem Vorhaben recht günstig. Auf allen Bienen krochen die beiden durchs Dachstuhl hinauf, schlichen über den Bach und schlüpfen den Gang hinauf zur Landstraße. Inzwischen war aber der Nebel der Morgenform gewichen. Dennoch gelang es den mutigen Landwehrleuten, die Straße zu überqueren und sich an die Hütte heranzuschleichen. Raum 50 Meter dahinter lag der feindliche Graben. Noch eine weitere Schwierigkeit kam hinzu, das Feuer konnte der herrschenden Windrichtung wegen nur an der dem Feinde zugewendeten Seite der Hütte angelegt werden. Da galt es flink zu sein; rasch wurde das mitgebrachte Kleinholz kunstgerecht an der Rückwand des Hüttchens aufgeschichtet und in Brand gesteckt. Schon nach kurzer Zeit war der Gegner durch den aufsteigenden Rauch auf das Treiben der beiden kühnen Landwehrleute aufmerksam geworden und überschüttete das Häuschen und seine Umgebung mit Feuer. Jaspel und Arnold gelang es jedoch, sich unverletzt in Sicherheit zu bringen und den schützenden Graben zu erreichen, wo der Kompanieführer den Tapferen seine warme Anerkennung aussprach.

Pariser Kriegsmorgen. Paris ist nicht mehr die bunte Stadt eleganter Vergnügungen, müßiger „Dandys“ und ebenso lachlustiger wie oberflächlicher kleiner Mädchen. Jede Stunde in der Stadt trägt den Stempel des Krieges. Der Nachmittag mit seinen beliebten Fünfuhrtees steht im Zeichen der Wohltätigkeits- und Nachrichtenbörse, der einst so strahlende Abend verbirgt sich im Dunkel vor den deutschen Zepellinen, und auch der Morgen, die Stunde des Erwachens und der beginnenden Arbeit bietet unter der Einwirkung des Krieges ein gänzlich verändertes Bild. „Am 8 Uhr früh“, erzählt das „Journal des Débats“ in einem Stimmungsbildchen, „bieten die Straßen den Anblick, den wir nur einmal im Jahre zu sehen gewohnt sind — wenn wir zum Frühzug fahren, um uns in die Sommerfrische zu begeben. Die Stadt ist frisch gekehrt, noch feucht vom Wasser der Sprengwagen, und die Luft ist frisch und unverbraucht. Die Leute auf den Straßen sind sehr verschieden von der Menge der Spaziergänger, die nachmittags die Fußsteige füllen. Sie haben alle den gleichen eiligen Schritt. Paris geht zur Arbeit. In Friedenszeiten konnte man in dem großen Gewirr dreierlei Strömungen unterscheiden. Da war zuerst, vor 8 Uhr, die unendliche Menge der Räderinnen, deren Finger von zahllosen Nadelspitzen zerstoßen sind. Daß war das eigentliche Volk des Volkes. Etwas später erschle-

nen die Aristokratinnen der Nabel und die niedlichen Modistinnen. Schließlich kamen die Adelsfräuleins und Stenotypistinnen, und um 1/10 Uhr bildete der sensationelle Aufzug der Modelldamen den Abschluß. Der Krieg hat die Zahl vermindert und ersichtlich auch die Unterschiede ausgeglichen. Dieses ganze arme Paris, das am frühen Morgen aus den Bahnhöfen strömt, hat ein neues Gesicht bekommen. Es ist eine lange Reihe von weißen und schwarzen Kleidern. Der bekannte Trauerkrepp ist kaum zu sehen. Nur die Wohlhabenden hüllen ihren Schmerz in so teure und empfindliche Stoffe. Die Arbeiterinnen begnügen sich mit einem schwarzen Kleid und einer kurzen schwarzen Jacke. Und diese kleine Welt, die ersichtlich dem Vaterland ihren Tribut entrichtet hat, schreitet ernsthaft dahin, um das zum Leben Notwendige zu erwerben. Die Gespräche drehen sich fast stets um das gleiche. Man hat einen Brief bekommen, oder man ist besorgt, weil die Post ausgeblieben ist. Die eine hat einen Bruder an den Dardanellen — in einem fernen, ungewissen Land, das ihr bisher unbekannt war. Diejenigen, die einen teuren Toten zu beklagen haben, sprechen davon ohne Bitterkeit. Das Unglück erscheint hier als ein natürlicher und unvermeidlicher Bestandteil des Lebens. Wenn diese kleinen Mädchen überhaupt ihre eigene Philosophie haben, so besteht sie darin, das Leben als einen Weg zu betrachten, den man durchwandern muß, auf dem man von Zeit zu Zeit von einer Katastrophe niedergeworfen wird. Man erhebt sich und wandert wieder weiter. Früher sah man alle diese Mädchen die kleinen Erzählungen in den Morgenzeitungen verschlingen. Sie kannten die Schriftsteller und hatten ihre Lieblinge. Aber jetzt ist's vorbei mit dieser leichtfertigen Literatur. Auch heut drängen sie sich in Gruppen um die Zeitungen: aber auf den Blättern, die sie lesen, stehen die amtlichen Berichte . . .

Die betrunkene Division. Man schreibt uns: Die Tatsache, daß am 10. Juli die italienische 11. Infanteriedivision mit betrunkenen Truppen einen Angriff unternahm, am hellen lichten Tag um die Mittagszeit, dürfte ebenso originell wie bisher in der Kriegsgeschichte einzig sein. Des Rätsels Lösung wird darin liegen, daß die italienischen Regimenter, an deren Disziplin man nicht unseren Maßstab legen darf, „torfelen“ gegangen waren, obgleich das eigentlich noch nicht an der Zeit ist. Aber im Krieg wird so ein Saisonirrtum nicht so genau genommen. . . Das „Torfelen“ ist ein an sich löblicher Brauch, der ursprünglich in den gesegneten Gefilden bei Brigen, Meran usw., im Eisack- und Etschtal heimisch ist und allmählich weitere Verbreitung gewonnen hat, abseits der großen Heerstrassen des Fremdenverkehrs, der ja glücklicherweise auch das Götzer Land bislang verschont hat. Dr. Heinrich Roé, der beste Kenner der Lande des italienischen Kriegsschauplatzes, hat auch dem „Torfelen“ eine hübsche Studie gewidmet, die er mit einer sinnigen mythologischen Betrachtung über die mutmaßliche Herkunft des halb finnisch, halb magharisch klingenden Wortes einleitet. Waghafte Menschen haben es aus anscheinend gutem Grunde mit dem deutschen „torfeln“ zusammenbringen wollen, und das wäre an sich nicht unmöglich in einem Lande, wo auch die slawische Bevölkerung überall Deutsch spricht, — aber die ernste Wortforschung führt doch auf „Torfel“ zurück, was in jenen Gegenden die Weinfelder bedeutet und seinerseits auf das welsche torcolo und das altromische torculum gleicher Bedeutung hinweist. Das „Torfelen“ nun, um auf die Hauptsache zu kommen, ist das Auffuchen des jungen, eben aus der Kelter gekommenen Mostweines in den Häusern der Besitzer des Rebgartens. „Um die Mauern herum, zwischen denen gezechet wird, muß der Saft gewonnen sein. Man muß auf dem gleichen Grund sitzen, wie der Rebstock. Wo das anders ist, da kann man's nur ein gewöhnliches Wirtshaus heißen.“ So wird heute bei dem, morgen jenem Nebenbesitzer getörfelt, wobei der kluge Mann sich einen geeigneten Zubiß, warme, geröstete Kastanien, frische Rüsse, ein Stüd Käse, etwas geräuchertes Fleisch oder ähnliche gute Sachen mitnimmt. Denn der neue Wein ist ein leimtüdlicher Geselle; es steckt Hinterlist, „tradimento“, darin, wie die Italiener sagen, und auch anderswo weiß der Becker, daß es gut ist, bei scharfem Männertrunk dem Magen etwas „vorzusehen“. Das werden die armen italienischen Soldaten der 11. Division vergessen haben, wahrscheinlich, weil nichts da war, wie denn die italienische Truppenverpflegung bisher in jedem Krieg nur eine traurige Parodie war. Außerdem

waren die zerschroten Streiter natürlich über General Cadorna's Wetter ärgerlich, das keine Siege zustande kommen ließ, und seinen Ärger spült man in Italien so gut wie sonstwo mit einem tüchtigen Trunk herunter; schließlich aber, und das war gewiß das Schlimmste: die Elften waren Neulinge im „Torfelen“, und der Wein jetzt war noch alter, der erst recht infolge seiner unwürdigen Behandlung mit Aloe, Pinienharz und sonstigen lieblichen Dingen, wie sie da des Landes Brauen sind, seine Tüden hat. Nac beim „Torfelen“ kann eine ganze Division betrunken in den Kampf torfeln. . .

Wie man in London über den Krieg spricht. Um die Meinungen und Urteile des englischen Publikums über den Krieg zu erfahren, hat ein Mitarbeiter der „Daily Mail“ eine Wanderung durch alle Viertel Londons unternommen, deren Ergebnis die Sammlung der folgenden interessanten Äußerungen war: Ein Mitglied des englischen Oberhauses: „Die Kriegführenden haben noch nicht alle die furchtbaren finanziellen Gefahren durchgemacht. Früher oder später muß ein Zusammenbruch kommen. Aber ich hoffe, daß Deutschland vor uns am Ende seiner Kraft sein wird. Es ist einleuchtend, daß keine Nation bis in die Unendlichkeit damit fortfahren kann, täglich Millionen für diesen gräßlichen Krieg herzugeben. Ich nenne den Krieg gräßlich, weil es in diesem Kampf keinerlei bahnbrechende Bewegungen oder Entscheidungen gibt. Es ist ein abscheuliches Wirrsal gegenseitiger Vertilgung, und das wahrscheinliche Ende wird ein Schachmatt sein.“ Ein Drudereibesitzer: „Deutschland wird sich selbst erschöpfen. Die Dardanellen sind eine härtere Nuß, als die meisten von uns dachten. Aber wir werden sie doch knacken.“ Ein Geschäftsreisender: „Es geht sehr langsam. Scheinbar sind wir nicht imstande, uns zu rühren. Ich meine, daß es zum Schluß gut ausgehen wird, aber wir werden fürchterliche Verluste haben.“ Ein anderer Kaufmann: „Deutschland wird in dem Augenblick verlieren, in dem es von seinem berühmten System abweichen muß.“ Ein Tabakhändler: „Ich bin allerdings optimistisch, aber es wird wohl sehr lange dauern. Deutschland muß finanziell erschöpft werden. Die Dardanellen sind wirklich ein übles Geschäft. Es war sinnlos, die Expedition ohne eine genügende Armee zu beginnen.“ Ein Stationsbeamter: „Ich wundere mich, daß wir den ersten Teil des Krieges ohne Katastrophe überstanden haben. Wir wachen erst jetzt allmählich auf. Das Dardanellenunternehmen war ein völliger Mißgriff.“ Ein Gutmacher: „Die Dinge stehen schlecht. Ich glaube nicht, daß wir die Deutschen jemals aus Belgien hinausbekommen. Das war schon vor Monaten meine Ansicht.“ Ein Juwelier: „Ich bin ganz ruhig über den endlichen Ausgang. Unser altes Land war immer langsam beim Beginn einer Sache. Aber jetzt machen wir die gewaltigsten Anstrengungen. Wir haben kostbare Zeit verloren; doch wir werden durchkommen.“ Ein Möbelwagenkutscher: „Die Sache gefällt mir nicht. Dieser Rückzug der Russen ist eine große Sache, von welcher Seite immer man's betrachten mag. Und daran, wie auch an unserer Lage, ist immer dasselbe schuld — keine Munition!“ Ein Zehlfellner: „Ich glaube wohl, daß es lange dauern wird. Anfangs dachte ich, es würde schnell gehen. Ich habe geirrt. Aber es ist keine Frage, daß wir durchkommen werden. Wie könnte Deutschland bis zum Schluß an Menschen und Geld gegen uns aufkommen? Die Leute, die den Kopf hängen lassen, sollten dessen eingedenk sein, daß wir in eine Unternehmung verwickelt sind, deren gleichen die Welt noch nicht gesehen hat. Und was immer auch geschehen mag — ich erinnere an unsere Flotte.“ Ein Kaufhauspader: „Es ist eine schreckliche Sache. Aber zum Schluß werden wir schon siegen.“ Ein Kutscher: „Ich bin nicht dieser Meinung. Ich glaube, daß uns böse mitgespielt wird, wenn wir nicht auf unserer Hut sind. Wenn die Deutschen mit Rußland fertig sind, werden sie sofort zurückkommen und gegen uns losgehen. Warum haben nicht auch wir diese gewaltigen Geschosse? Ge, das möchten wir alle wissen!“ Ein Mann der Menge: „Wir haben zu sehr geglaubt, daß das Geld alles für uns besorgen wird. Die Körperkraft allein wird es machen.“ Ein Schuhmann: „Alle brauchbaren Männer müssen genommen werden, früher werden wir nichts ausrichten. Sehen Sie die jetzige Lage: Angriff nach Angriff — und nichts bewegt sich.“ Ein Mann der Straße: „Ich bin Optimist ohne jede Einschränkung.“ Ein Gepäckschlepper: „Wir werden gegenseitig kämpfen, bis wir gegenseitig zum Stillstand kommen. Das ist meine Ansicht!“ . . .